

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 9 (1905)

**Artikel:** Ueber die Balladen Spittelers [Fortsetzung]  
**Autor:** Fierz, Anna  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-573789>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 28.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

schlugen ein paar Türen, und gleich hörte man sie unten im Hof. Hamann kam aus seinem Versteck hervor und schlich an das Kammerfenster, scheu wie ein Dieb. Dort sah er vorsichtig über die Fensterbrüstung in den Hof hinunter. Da ging die Herrin mit ruhigen Schritten dem Tor zu. Wie schön sie war und gesund und stark! Das Feuerchen in Hamanns Augen bligte wieder auf. Das Blut pochte in den Schläfen und färbte die weiße Stirne rot. Er ballte die Hände, und auf seinem Gesicht lag ein sehnsüchtiger, begehrender Wunsch, ein Hunger! Die Herrin aber schritt mit ruhigen, stolzen Schritten zum Tor hinaus.

So war es immer.

Hamann starrte eine Weile dorthin, wo eben die Herrin verschwunden war. Dann stöhnte er plötzlich auf und schlug die Hände vor sein Gesicht. Er ging erst mit unsicheren Schritten in der Kammer umher. Dann warf er sich auf sein Bett. Er wühlte sein Antlitz in die Decken hinein und hielt die Hände an die Schläfen, um sich so jammeln, um denken zu können.

Ja, so war es immer gewesen seit dem Himmelfahrtsfest. Er war damals, nachdem er zu sich gekommen, nach dem Schloß gegangen, zur Nachtzeit und auf Umwegen, und hatte sich ungesehen in seine Kammer geschlichen, wie ein Dieb. Es war ihm, als stehe alles, was er gesehen auf sein Gesicht geschrieben, und dann hatte er eine unsäglich Angst, der Herrin zu begegnen. Was er die lange Nacht hindurch getan, gedacht, er wußte all das nicht mehr; aber gebetet hatte er nicht. Nein! Und des Morgens, als er sich zerschlagen von seinem Lager erhob, da war er ein anderer geworden. Er konnte es auf die Dauer nicht umgehen, der Herrin zu begegnen. Er hätte das auch nicht über sich vermocht; es war, als zögen ihn tausend Arme zu ihr hin, und doch war auch hinter seinem Rücken eine unbekannte Gewalt, die ihn zurückhielt, mit eisernen Banden festhielt. Wenn er ihr dann begegnet war, hatte er sich nicht getraut, sie anzusehen, und wenn sie mit ihm gesprochen hatte, war er rot geworden und konnte nichts erwidern. Er war ihr ausgewichen, wo er nur konnte, und wann er ihr begegnete, sah er stumm auf die Seite, sah er unsicher irgendwohin. Als sich zufällig einmal ihre Blicke getroffen, da hatte sie ihn mit großen, traurigen Augen angesehen, so sonderbar! Er hätte da vor ihr im Staub liegen und den Saum ihres Kleides küssen mögen! Halbe Tage lang lag er irgendwo herum, und wenn er dann die Stimme der Herrin hörte, rieselte ein Schauer über seine Seele; da war es, als werfe man einen Stein in ein stehendes Wasser, daß sich dieses kräufelte und stille Ringe sich ausbreiteten. Und wenn die Herrin vorüberging, sah er ihr nach, mit brennenden Augen, ganz anders wie früher; seit er wissend geworden, seit er das Weib entdeckt, da schien ihm die Herrin anders, so ganz anders. Und die Nächte hindurch, die langen

dunkeln Nächte hindurch, da dachte er nur an sie. Er wühlte das Haupt in die Kissen, küßte wie wahnsinnig seine Schultern und seine Arme, mit dem Gedanken an sie und dem Wunsch, sie so sinnlos küssen zu dürfen. Er kämpfte auch, ja! Aber wenn er dann müde eingeschlafen, träumte er von ihr. Gott, was konnte er dafür, wenn er sie im Traum in ihrer herrlichen, keuschen Nacktheit sah? Er stand dann wohl auf von seinem Bett, das heiß und aufgewühlt war, und setzte sich in der kühlen Nachtluft an das offene Fenster. Da schaute er nach dem Strom, dem Fall hinunter, der immer mit seiner Donnerstimme sein mächtiges Lied sang, immer . . . immer . . . Aber wenn der weiße Gischt aufsprühte, dachte er an ihren weißen Leib, und die sich ballenden, auf- und niedersteigenden Wogen schienen ihm eine Frauenbrust zu sein und der dunkle stille Strom die Augen der Herrin.

Und nun war sie wieder nach dem Wald gegangen. Hamann kannte den Weg. Die Herrin ging fast täglich nach dem Wald — nach der Lichtung. Hamann hatte ihr immer nachgeschaut, mit dem wahnsinnigen Wunsch, sie dort noch einmal zu sehen, sie wissentlich zu belauschen. Sie war auch heute dorthin gegangen, trotz der vorgeückten Jahreszeit, er wußte das ganz genau. Ihr Leib war gesund und stark. Ja, sie hatte gutes Blut, und ihr Leib konnte ein kaltes Bad ertragen; er war nicht verweichlicht. Das war das Geheimnis ihrer Schönheit, ihrer Kraft.

Hamann richtete sich auf: Kraft? Auch er war stark geworden in der Natur. Warum sollte er dieses herrlichvollendete Bild der Natur nicht sehen dürfen? Er stöhnte auf. Nur einmal . . . einmal noch wollte er sie sehen. Er sprang auf, stark und trotzig. Noch einmal mußte er sie schauen!

Aber seine starken Glieder bebten, sein Kopf schwindelte von dem Blutandrang, und vor seinen heißen Augen flimmerte es. Er stieg so unsicher die Stiege hinab. Dann schritt er entschlossen über die Höfe, zum Tor hinaus und dem Wald zu. Er schritt kräftig aus; er hatte viel Zeit versäumt, es ging dem Abend zu, und so mußte er eilen. Nun lagen die kurzgeschorenen Schloßwiesen hinter ihm. Da kamen verblaßte Stoppelfelder. Dann dehnten sich vor ihm die langen, schrumpfigen Furchen der frischgepflügten Aecker. Und hier war der Wald. Er mußte eilen, eilen . . . Es dämmerte ja schon. Er fing an zu laufen und rannte so bis an den Waldsaum. Nun bog er rechts nach dem Rhein hinunter. Er trat in den Wald hinein. Dort unten, geradeaus, lag die Lichtung. Seine Pulse flogen, das Blut drang fiebernd durch seinen Leib, schien aus den Poren zu treten. Die Lichtung . . . Er hatte sich seit jenem Tag nicht mehr hierhergewagt. Nun doch . . . nun doch . . . es mußte sein! Aber er mußte einen Augenblick stille halten, da ihm schwindelte.

(Fortsetzung folgt).

## Ueber die Balladen Spittlers.

(Fortsetzung).

In den „Träumen Jakobs des Auswanderers“ kommt das Leuchten ganz von innen her. Warum erzittert uns das Herz angesichts jener einfachen Heimatlandschaft im „Geschenk“ mit den „blumigen Triften und den blauen Bergen“? Wir lesen oftmals unbewegten Gemütes pompösere Landschaftsbil-

derungen. Hier aber empfangen wir Beglückung! Das Gedicht „Mir träumt, ich schlummert“ unterm Weidenbusch“ ist geradezu ein Engelsgesang.

Die genannten Dichtungen erzählen Träume eines Auswanderers, also eines Mannes, der die kummervollen Nächte

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

kennt. Doch keine Wucht und Bitterkeit erschütternden Geschehens ist so groß, in diesen Träumen löst sie sich in leidgetaufte Seligkeiten. Eine Seele horcht nach fernen Heimatglocken, tastet sich zurück übers Weltmeer. Und es ist, als hielten alle guten Geister der Heimat, emporgestiegen aus der alten heiligen Ackererde, sich bereit, sie zu empfangen. „Oben unterm Nußbaum“ draußen im Wald mit Singen und mit Beten warten sie und spenden Sühne und Veröhnung. „Vergib, auf daß man dir vergeb!“ lautet ihr sanfter Gruß. Das heute allzuoft gespendete Lob der Stimmung kann für diese Traumbildungen notdürftig genügen; es ist, als miede, ihren Zauber nicht zu stören, der Dichter jedes laute Wort. Die Sprache hält sich gedämpft wie wehmütige Musik; die Heimat Erde, von ferne geahnt, verliert ihre letzte Rauheit. Ein Geisterlicht, aus den Leiden und Freuden der dahingegangenen Väter gewoben, spielt über Anger und Friedhof. Ein Beispiel möge sprechen:

Das Gastmahl.

Mir träumt', ich säß' an einem langen Tisch  
In meiner Heimat, oben unterm Nußbaum.  
Vor meinen Augen wuchsen aus dem Anger  
Traute Gestalten, reichten mir die Hand  
Zum Gruß und legten fröhlich sich zum Mahl.  
Ich sprach: „Die Zahl ist voll, laßt uns beginnen!“  
Da kam verspätet eine schöne Frau.  
Sie suchte, zählte und errötete.  
„Ist hier für mich kein Pläschen?“ „Nein,“ verbot ich.  
Da senkte sie die Stirn und lief geschwind  
Dem Tisch entlang hinüber nach dem Nußbaum.  
Dort, auf dem Acker kauend, streute sie  
Mit vollen Händen Erde auf ihr Haupt.



Motiv aus Dießenhofen. Nach Zeichnung von Carl Bösch, Dießenhofen.

Und ich ging hin zu ihr und hob sie auf  
Und küßt' ihr weinend das enisünte Haupt.

Nur das Gedicht „Der Vater“ bleibt dunkel. Vielleicht können wir es nicht sogleich erkennen, in welchem Maß die Gestalt des Vaters tragisch wirkt; aber bald bemächtigt sie sich unseres Innersten und wächst bis zur Größe eines grambeladenen, greisen Schafespearkönigs! Wir hören einen Schmerzenslaut, umfassend alle Erdenmüdigkeit, übertönend selbst das stehende Wort der Treue. („Es wird mir doch zu schwer; ich möchte ruh'n“).

Nur zögernd mag man sich von dem Auferstehungsglanz, der die Träume Jakobs des Auswanderers durchdringt, wieder wegwenden. Wenigstens noch ein Bild möge von ihm zeugen! Aus: „Mir war im Traum, sie täten dich begraben“ die Schlußstrophe:

Da regte sich's im Dornenfranz und wuchs  
Und quoll wie Blust im Frühling. Rote, samt'ne  
Großmächt'ge Königskroten fraßen wuchernd  
Die lichte Luft, den leiderfüllten Kirchhof.  
Blieb nichts mehr übrig als ein stilles Antlitz,  
Von Schmerz verschönt, die Heimataugen  
Wehmütigen Blicks mich grüzend durch die Rosen.

Spittellers Dichtungen „Heimat und Vaterland“ sind tief ernst. Sie sind der Protest gegen jede Veräußerlichung der vaterländischen Idee („Die beiden Züge“), überhaupt manche, wenn auch dem Volke teure Auffassung auf diesem Gebiete, ein Protest, der bei dem Dichter nicht überrascht. Wo er aber, wie zum Beispiel in dem bitteren „Die drei Rekruten“, von der alten schweizerischen Helbentreue spricht, wirkt seine sichtlich, nun höher einzuschätzende Ergriffenheit um so stärker. Dort gibt sie dem ohnehin imponierend schönen Gedicht ein ergreifendes Pathos. Freudigen Glanz gewinnt auf so dunkeln Gründen die bekannte Ballade „Die jodelnden Schildwachen“.

Dreistimmig wie ein Engelchor  
Scholl's hinterm Pulverturm hervor.  
Da half kein Zweifeln: das ist klar!  
Die Schildwach jodelte fürwahr!

Am den Uetliberg im Züriobiet verlegt hier der Dichter eine seiner liebenswürdigsten Schöpfungen. Meisterhaft gibt er darin schweizerisches Empfinden und seine schlichte Sprache wieder. Die drei Schildwachen werden von dem einherispengenden Oberst singend angetroffen und angewettert:

Da sprach der Erste: „Kommandant!  
Dort unten liegt mein Heimatland.  
Ich schük' es mit der Flinte mein.  
Wie sollt' ich da nicht lustig sein?“  
Der Zweite sprach: „Herr Cavaluzz!  
Seht Ihr das Rathaus dort am Stuz?  
Dort wähl' ich meine sieben Herrn.  
Drum dien' ich froh; drum leist' ich gern.“  
Der Dritte sprach: „Ich halt' als Norm:  
's ist eine Freud', die Uniform.  
's ist eine mutige Mannespflicht.  
Da muß man jauchzen . . . Oder nicht?“

Der Weltbürger Spitteler hat für sein Schweizerland goldene Beleuchtungen und adelige Linien. Oftmals tauchen, wie in der „Zurakönigin“ das gastliche Gelände nach dem Dunkel der Waldschlucht, die klaren Heimatbilder auf wie sonnige Ueberraschungen. Dem Schweizer, der sie in der Fremde sieht, mögen sie wohl mit dem Schimmer der Fata Morgana winken. („Triften und Weiler, obenher die klaren Gletscher!“)

Untrennbar von den stillen Rathausplätzen unserer Heimat bleibt uns auch das traute Städtebild aus dem „Kommissionsfrieden“. Es fixiert ihren Stimmungszauber gleichsam endgiltig, wie, nur in anderer Weise, die Schilderung jener Mittagsstille von Seldwyl, die auf den verschollenen Pantraz wartet, es getan hat.

Im „Kommissionsfrieden“ gewahren wir die liebenswürdige Art, die überlegene und wigige Feinheit, mit der Spitteler den Alltag behandelt. Sehr interessante Beispiele haben wir dafür in seiner Sammlung von Essays: „Lachende Wahrheiten“. Ueberhaupt liegen Gegensätze, die sich scheinbar ausschließen, in der Erscheinung Spittellers. Sie geben ihr das Markante und Eigenartige. Der naive Dichter ist zugleich der strenge Logiker und Kritiker, der feinste Causeur, man möchte sagen, der Weltmann unter den schweizerischen Dichtern.

Seine Prosa hat die Eleganz, die wir sonst an derjenigen der romanischen Nationen bewundern. Sie ist durchsichtig und

kräftig zugleich, hat für das bewegliche Spiel seines Geistes stets das schlagende Wort und die bezeichnende Wendung. Gerade weil seine Seele in andern Welten heimlich wurzelt, sieht Spitteler gleichsam von außen kommend, den Zeitgeist sehr selbständig und kritisch an. Davon zeugen „Die lachenden Wahrheiten“ auf mancher Seite.

Wahrheit ist überhaupt der Grundzug der Spittelerischen

Dichtung. Sie geht mit dem strahlenden äußern Licht darin Hand in Hand. Ein geistiges Hellsehen geht oft bis zu den äußersten Konsequenzen, sodaß die letzten mildern Schatten fehlen. Ein Licht wie dasjenige, in das der Dichter seine „wunderbare Weltenpost“ hineingestellt hat, ängstigt und fasziniert den Leser. Das Gedicht, eines der stimmungsgewaltigsten der Sammlung, ist das verkörperte Grauen.

(Schluß folgt).

## Der Scharfrichter Theodor Mengis von Rheinfelden.

Mit Bildnis.

Nachdruck verboten.

Mitten hinein in unsere blasierte Gegenwart, die längst das Gruseln verlernt hat, ragt noch ein lebendiges, trotziges Ueberbleibsel aus den vergangenen alten Zeiten; umflossen von einem gewissen geheimnisvollen, romantischen Nimbus tritt er von Zeit zu Zeit aus dem Dunkel der Halbergesenheit ins helle, grelle Licht des modernen Lebens: der Scharfrichter.

Und jedesmal, wenn im Schweizerlande ein zum Tod verurteilter Verbrecher hingerichtet wird, was ja glücklicherweise sehr selten vorkommt, und in den Zeitungen der Name des Scharfrichters Mengis genannt wird, kann man da und dort die Fragen hören: „Wer ist eigentlich dieser Mengis? Was für eine Persönlichkeit? Wie sieht er aus, der Scharfrichter?“ — Und dann erinnert man sich wieder, schon als Kind etwa einmal diesen selben Namen gehört zu haben und daß schon der Vater und gar der Großvater von einem Scharfrichter Mengis zu erzählen gewußt . . .

Trotz allem Herumfragen wollte es mir nie gelingen, etwas Näheres und Bestimmtes über diese schier mysteriöse Persönlichkeit zu erfahren. Da dachte ich schließlich: Das einfachste ist, du gehst hin und fragst den Mann selber; der wird alles am besten wissen, und den Kopf wird es dich nicht kosten! Und so fuhr ich eines schönen Tages in Begleitung eines Freundes nach Rheinfelden, um den Scharfrichter Theodor Mengis aufzusuchen und seine Bekanntschaft zu machen.

Mit Leichtigkeit gelang es uns, in der kleinen Stadt die Wohnung des Gesuchten zu erkunden. Ghe wir eintraten, ließen wir einen Blick über die Fassade des alttümlichen Hauses schweifen, dessen ersten Stock Herr Mengis bewohnt. Da fiel es uns angenehm auf, daß auf den Fenstergesimsen der Scharfrichterwohnung ein Blumentopf neben dem andern stand, in denen wohlgepflegte Geranien die leuchtende Farbenpracht ihrer



Scharfrichter Theodor Mengis.

Nach dem Delgemälde von Emil Beurmann, Basel, in Basler Privatbesitz.

bunten Blumen Lustig entfalten. Von finsterner Gemütsart waren die Leute nicht, die hier wohnten, das schien mir damit von vornherein erwiesen. Durch das gewölbte Haustor traten wir in einen ziemlich düstern Flur, stiegen eine etwas steile, finstere Holztreppe hinauf, kamen in ein dunkles Gängelein und klopfen auf's Geratewohl an eine Tür. Ein sonores „Herein!“ gab alsbald Antwort.

„Entschuldigen Sie, wohnt hier Herr Mengis?“

„Jawohl.“

„Sind Sie es wohl selber?“

„Ja.“

„Dann erlauben Sie, daß wir eintreten!“ Und damit standen wir dem Gesuchten gegenüber. In kurzen Worten stellten wir uns vor, erklärten, daß uns das Interesse, etwas über den Scharfrichter Mengis zu erfahren, hergeführt hätte und . . .

„Da können Sie sich den Kerl nun selber anschauen und sehen, daß er auch keine Hörner hat!“ fiel uns Herr Mengis lächelnd in die Rede. Zwei Minuten später waren wir schon in der eifrigsten Unterhaltung, und der Hausherr, seine freundliche Gattin und sein eben anwesender jüngster Sohn wetteiferten in liebenswürdiger Weise, unsere mannigfaltigen

Fragen zu beantworten und unsern Wissensdurst zu befriedigen.

Das Zimmer, in dem wir uns befanden, war eine gemütliche Stube, die in gar nichts an den unheimlichen Beruf ihres Bewohners erinnerte. Im Gegenteil, ein gewaltig großer grüner Kachelofen gab dem Raum von vornherein einen heimeligen Charakter. Eine Zimmerwand war ganz bedeckt mit Ansichtskarten, die der ältere Sohn, der als Festungsartillerist auf dem Gotthard dient, heimgeschickt hat. An einer andern hängen die Porträts der Schwiegermutter sowie des Vaters von Herrn Mengis, Jakob Mengis, des letzten Scharfrichters von Basel, und darunter eine Anzahl Photographien von netten Kindern; Mengis ist nämlich Großvater einer ganzen Schar kleiner Enkel